

(Nachdruck verboten.)

40]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Ganz spät abends kam Elzbieta, die das Geld für eine Messe zusammengebettelt und gleich im voraus bezahlt hatte, um nicht in Versuchung zu geraten, es zu Hause anzubrechen. Sie brachte auch ein Stück altes Roggenbrot mit, das irgend jemand ihr gegeben hatte, und damit beschwichtigte sie die Kinder und brachte sie zum Einschlafen. Dann kam sie zu Jurgis herüber und setzte sich neben ihn.

Sie machte ihm keine Vorwürfe; sie und Marija hatten sich das vorgenommen, sie wollte ihn nur anleben, hier an der Leiche seiner toten Frau. Elzbieta hatte ihren Tränen schon Einhalt geboten, Furcht hatte in ihrer Seele über den Schmerz gesiegt. Sie mußte eins ihrer Kinder begraben, — aber das hatte sie schon dreimal getan, und jedesmal war sie wieder aufgestanden und hatte den Kampf um der anderen willen von neuem wieder aufgenommen. Elzbieta war eine primitive Natur: sie glich dem Regenwurm, der auch dann weiterlebt, wenn man ihn in Stücke schneidet; aber einer Henne, der man von allen ihren Küken nur eins gelassen hat, und die immer weiter für dies eine, letzte sorgt. Sie tat das, weil es so in ihrer Natur lag, — sie fragte nicht danach, ob es gerecht zugeht, noch ob es der Mühe lohnte, ein Leben weiterzuleben, in welchem Tod und Zerstörung die Oberhand hatten.

Und diese uralten Regeln der gesunden Vernunft versuchte sie Jurgis einzuprägen, indem sie ihn unter Tränen ansah. Dna war tot, aber die anderen lebten noch und mußten am Leben erhalten werden. Sie hat ihn nicht um ihrer eigenen Kinder willen. Sie und Marija würden schon irgendwie für sie sorgen. Aber da war noch Antanas, sein eigener Sohn. Dna hatte ihm Antanas geschenkt — der kleine Kerl war das einzige Andenken an sie, das ihm geblieben war; er mußte es lieb haben und es beschützen, er mußte zeigen, daß er ein Mann war. Er wußte, was Dna wünschen würde, um was sie ihn bitten würde, wenn sie in diesem Augenblick noch einmal mit ihm sprechen könnte. Es war fürchtbar, daß sie so hatte sterben müssen; aber das Leben war zu hart für sie gewesen, sie mußte fort. Es war fürchtbar, daß sie sie nicht beerdigen konnten, daß er nicht einmal einen Tag daran wenden konnte, sie zu betrauern, — aber es war nun einmal so. Ihr ganzes Schicksal stand auf dem Spiel; sie hatten keinen Cent, und die Kinder würden umkommen — sie mußten Geld haben. Konnte er nicht ein Mann sein, um Dnas willen? Konnte er sich nicht zusammenehmen? Nach kurzer Zeit würden sie außer Gefahr sein, — nun sie das Haus aufgegeben hatten, konnten sie billiger leben, und wenn alle Kinder mitarbeiteten, konnten sie existieren, wenn er nur nicht die Flinte ins Korn werfen wollte. So fuhr Elzbieta fort zu reden, mit fieberhafter Beredsamkeit. Es galt ihr als Kampf ums Leben; sie war nicht bange, daß Jurgis fortfahren würde zu trinken, denn dazu hatte er kein Geld, aber sie war außer sich vor Angst bei dem Gedanken, daß er sie verlassen könne, daß er auf die Wanderschaft gehen werde, wie Jonas.

Aber mit Dnas Leiche vor Augen konnte Jurgis nicht gut daran denken, den Verräter an seinem Kinde zu spielen. Ja, sagte er, er wollte es versuchen, um Antanas' willen. Der kleine Mann sollte nicht darben, — er wollte gleich an die Arbeit gehen, ja, morgen schon, ohne Dnas Begräbnis abzuwarten. Sie durften ihm vertrauen, er wollte sein Wort halten, mochte nun kommen, was da wollte.

Und so machte er sich denn am nächsten Morgen vor Tagesanbruch auf den Weg mit Kopfschmerz, Herzweh und seinem ganzen Kummer. Er ging geradeswegs zu der Graham'schen Knochenmühle, um zu sehen, ob er seine Stelle wieder bekommen könnte. Aber der Boß schüttelte den Kopf, als er ihn sah, — nein, seine Stelle war längst besetzt, und es war keine andere für ihn frei.

„Glauben Sie, daß für mich eine frei werden wird?“ fragte Jurgis. „Ich kann ja warten.“

„Nein,“ entgegnete der andere, „warten Sie nur lieber

nicht, es würde sich nicht lohnen. Es wird hier keine Arbeit für Sie geben.“

Jurgis starrte ihn verblüfft an. „Was ist denn los?“ fragte er. „Hab' ich denn nicht meine Arbeit getan?“

Der andere begegnete seinem Blick mit kalter Gleichgültigkeit und wiederholte: „Es wird hier nichts für Sie geben, wie ich schon sagte.“

Jurgis hatte einen bestimmten Verdacht in bezug auf die fürchtbare Bedeutung dieses Vorfalles, und er ging schweren Herzens davon. Er ging nach der Station für Stundenarbeit und stand da stundenlang, ohne gefrühstückt zu haben, unter einer Menge von hungrigen Unglücklichen, bis ein paar Polizisten erschienen und die Leute mit ihren Knütteln auseinander trieben. Heute gab es also keine Arbeit für ihn.

Jurgis hatte während seiner langen Arbeitszeit in den Schlachthöfen viele Bekanntschaften gemacht: es gab Kneipwirte, die ihm einen Schnaps und ein Butterbrot auf Kredit gaben, und Mitglieder seines alten Arbeiterbundes, die ihm im Notfall eine Kupfermünze borgten. Es war also für ihn nicht eine Sache, die sich um Leben oder Tod handelte; er konnte den ganzen Tag nach Arbeit suchen und abends zurückkommen, und so konnte er wochenlang sein Leben fristen, wie Hunderte und Tausende es alle Tage taten. Inzwischen ging Teta Elzbieta im Hydeparck-Distrikt betteln, und die Kinder brachten genug nach Hause, um Aniele zu beschwichtigen und alle am Leben zu erhalten.

Am Ende dieser Woche endlosen Wartens und Umherirrens in der bitteren Kälte mit kurzen Erholungspausen in Schanklokalen bot sich Jurgis ganz unerwartet in der großen Jones'schen Backerei eine Chance. Er sah einen Werkführer an der offenen Tür vorübergehen und bat ihn um Arbeit.

„Können Sie Lastwagen schieben?“ fragte der Werkführer, und die Worte waren kaum über seine Lippen gekommen, als Jurgis schon „Ja, Herr!“ rief.

„Wie heißen Sie?“ fragte der andere.

„Jurgis Rudkus.“

„Schon in Backereien gearbeitet?“

„Ja.“

„Wo denn?“

„An zwei Stellen — Browns Schlachthäusern und Durhams Knochenmühle.“

„Warum sind Sie fortgegangen?“

„Das erste Mal war es ein Unfall, und das zweite Mal mußte ich einen Monat ins Gefängnis.“

„Verstehe! Nun, ich will es mit Ihnen versuchen. Kommen Sie morgen früh und fragen Sie nach Mr. Thomas.“

So rannte Jurgis denn mit der freudigen Botschaft nach Hause: er hatte eine Stelle! Die schreckliche Wartezeit war vorüber. Die Ueberreste der Familie feierten an dem Abend ein kleines Fest, und am nächsten Morgen stand Jurgis eine volle Stunde vor Eröffnungszeit vor dem Tore. Der Werkführer kam bald darauf; als er Jurgis sah, machte er ein finsternes Gesicht.

„D,“ sagte er, „ich habe Ihnen eine Stelle versprochen, nicht wahr?“

„Ja, Herr,“ sagte Jurgis.

„Nun, es tut mir leid, aber ich habe mich geirrt. Ich kann Sie nicht brauchen.“

Jurgis starrte ihn wie versteinert an. „Was soll das heißen?“ stammelte er.

„Nichts weiter, als daß ich Sie nicht brauchen kann,“ sagte der Mann.

Und wieder begegnete er demselben kalten, feindlichen Blick, mit dem ihn der Boß in der Knochenmühle angesehen hatte. Er wußte, daß es sich nicht verlohnte, auch nur ein weiteres Wort zu sagen; deshalb wandte er sich ab und ging davon.

In den Schanklokalen konnten die Männer ihm ganz genau sagen, was dies zu bedeuten hatte; sie sahen ihn mitleidig an, — der arme Kerl stand auf der schwarzen Liste! Was hatte er denn verbrochen? Was? Seinen Boß niedergeschlagen? Herr des Himmels, dann hätte er sich das doch

denken können! Er konnte ebensogut darauf rechnen, Bürgermeister von Chicago zu werden, als hier in Padingtown Arbeit zu bekommen! Warum hatte er nur seine Zeit damit verschwendet? Er stand auf der geheimen Liste, in jedem Kontor in ganz Padingtown, mochte es nun klein sein oder groß. Und jetzt kannten sie seinen Namen auch schon in St. Louis und New York, in Omaha und Boston, in Kansas City und St. Joseph. Er war schuldig befunden und verurteilt, ohne Verhör und ohne Appellgericht; er konnte nie wieder für einen Pachtberrn arbeiten, — er konnte nicht einmal einen Viehstall reinigen oder in einem Pachtberrn, mit dem sie zu tun hatten, eine Lowrie schieben. Er konnte es ja versuchen, wenn er wollte, wie es Hunderte vor ihm getan hatten und selbst zu dieser Ueberzeugung gekommen waren. Man würde ihm nie ein Wort darüber sagen; er würde niemals genauere Auskunft bekommen als heute; aber es würde sich immer wieder herausstellen, daß man ihn nicht brauchen konnte. Und es würde ihm nicht einmal nützen, wenn er einen anderen Namen nannte, — die Gesellschaft hatte ihre „Aufpaffer“, die nur dafür angestellt waren, und er würde in keinem Schlachthof länger als höchstens drei Tage in Arbeit bleiben. Es war für die Pachtberrn ein Vermögen wert, ihre schwarze Riste wirksam zu erhalten, als Warnung für ihre Leute und als Mittel, die gewerkschaftliche Agitation und politische Unzufriedenheit in Schranken zu halten.

Jurgis ging nach Hause und unterbreitete diese Nachrichten dem Familienrat. Er befand sich in grausamer Lage; hier in diesem Distrikt war er zu Hause, es war der Ort, an den er, wie er auch sonst beschaffen sein mochte, gewöhnt war, und ebenso alle seine Freunde, — und nun war es ihm zur Unmöglichkeit gemacht worden, hier irgendwelche Beschäftigung zu finden. In Padingtown gab es nichts anderes als Schlachthäuser; und deshalb war es ganz dasselbe, als wenn sie ihn von Hause vertrieben hätten.

Er redete mit den beiden Frauen die halbe Nacht hindurch darüber hin und her. Es wäre unten in der Stadt bequem gewesen, weil die Kinder dort arbeiteten; aber Marija war auf dem Wege zur Genesung und hoffte auf eine Stelle in den Schlachthöfen; und obwohl sie ihren alten Liebhaber ihres Glends wegen kaum einmal im Monat sah, so konnte sie sich doch nicht entschließen, wegzugehen und ihn ganz und gar aufzugeben. Und dann hatte Elzbieta etwas davon gehört, daß sie vielleicht eine Stelle als Scheuerfrau in Durhams Kontor bekommen könne, und wartete nun von Tag zu Tag auf Bescheid. Schließlich wurde beschlossen, daß Jurgis allein in die Stadt hinunterziehen und sein Glück versuchen sollte; fand er dort Arbeit, so konnte man sich dann entscheiden. Da es dort niemand gab, von dem er borgen konnte, und da er sich nicht durch Betteln der Gefahr der Verhaftung aussetzen durfte, so wurde abgemacht, daß er sich jeden Tag mit einem der Kinder treffen und fünfzehn Cent erhalten sollte, womit er gerade existieren konnte. Die ganzen Tage über sollte er dann mit Hunderten und Tausenden von Leidensgenossen in den Straßen umherwandern und sich in Läden, Warenhäusern und Fabriken nach Arbeit umsehen; und nachts sollte er in irgend einen Lortweg oder unter einen Frachtwagen kriechen und sich dort bis Mitternacht versteckt halten; um zwölf konnte er dann in irgend eine Polizeistation hineingehen, eine Zeitung auf der Erde ausbreiten und sich dort niederlegen, mitten zwischen einer gedrängten Menge von Landstreichern, Bettlern und Eckenstehern, die nach Alkohol und Tabak rochen und von Ungeziefer und eilen Krankheiten starren.

So kämpfte Jurgis denn noch vierzehn Tage lang mit dem Dämon der Verzweiflung. Einmal fand sich eine Gelegenheit, wo er einen halben Tag lang Frachtwagen beladen konnte, und ein anderes Mal trug er einer alten Dame ihren Koffer und bekam dafür einen Vierteldollar. Das reichte aus, um ihm mehrmals ein Nachtquartier zu verschaffen, in Nächten, in denen er sonst wohl erfroren wäre; und dann verhalf es ihm auch dazu, sich morgens dann und wann eine Zeitung zu kaufen und schon nach Arbeit umherzujagen, während seine Nebenbuhler noch nach einer beiseite geworfenen Zeitung ausschauten. Dies war jedoch in Wirklichkeit kein so großer Vorteil, wie es den Anschein hatte, denn die Zeitungsannoncen verursachten viel Zeitverlust und endlose ermüdende Wanderungen. Mehr als die Hälfte war reiner Schwindel und nur von den mannigfaltigsten Bureaus eingerückt, um sich die Unerfahrenheit der Arbeitslosen zunutze zu machen. Wenn Jurgis dabei nur seine Zeit verlor,

so lag es daran, daß er kein Geld hatte; erzählte ihm ein glattzüngiger Agent von den herrlichen Stellen, die er zu vergeben hätte, so konnte er nur betrübt den Kopf schütteln und sagen, daß er den üblichen Dollar nicht einzahlen könne. Setzte man ihm auseinander, was für „Unsummen“ er und die Seinen durch Kolorieren von Photographien verdienen könnten, so konnte er nur versprechen, daß er wiederkommen werde, sobald er die zwei Dollar beisammen habe, die er in dem notwendigen Handwerkszeug anzulegen hatte.

Schließlich bot sich ihm eine Chance durch eine zufällige Begegnung mit einem alten Bekannten aus der Zeit, als er noch Mitglied seiner Gewerkschaft war. Er traf den Mann, als er gerade nach den riesenhaften Fabriken des Erntemaschinen-Trusts unterwegs war, und sein Freund sagte ihm, er möge nur mitkommen, er werde schon ein gutes Wort für ihn einlegen, denn er kenne den Meister sehr gut. So marschierte Jurgis denn die vier oder fünf Meilen und ging unter dem Schutz seines Freundes durch die dichte Menge wartender Arbeitsloser in das Tor hinein. Seine Knie schlotterten, als der Werkführer ihn erst genau betrachtete und ausfragte und dann sagte, daß er ihm Arbeit geben werde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Londoner Straßenschilder.

Von Hermine Heide.

Sonnigwarm und mild ist der Frühnachmittag; er lockt die Ladies der Gesellschaft in Massen zum Einkaufemachen heraus. Vor einem der tonangebenden Geschäfte in der Regent Street zieht sich eine lange Reihe luxuriöser Equipagen hin. Kutscher mit tadellos rasierten Mastenphysiognomien, in enganliegenden weißen Lederhosen, mannigfaltig libriert. Hübsche, junge Lalaien, mit Sonnenschirm und Schal stumm wartend am Kutschenschlag. Der Herrinnen modische Frisuren in Lackschuhen und durchbrochenen Seidenstrümpfen müssen einen kleinen Bogen machen, um zum Trittbrett zu gelangen. Denn auf dem Randstein hievt ein Mann des Ostens mit struppigem Haar und zerfetztem Anzug und schreibt auf das Pflaster in riesigen Buchstaben mit schwarzer Kreide: Der Reiche fuhr zur Hölle. Und mit weißer: Der arme Lazarus aber ging in Abrahams Schoß.

Ein regnerischer Abend hängt trüb über dem fashionablen Westen. Die sonst geräuschlosen elektrischen Automobile ziehen eine plattschende Wasserspur nach sich. Die Hufe der graziosen Pferde spritzen die Lachen auf. Fröstelnd hüllen sich die herrschaftlichen Kutscher in ihre hellgelben Gumminäntel. Mit einem riesigen Regendach begleitet der Lakai her ladyship zu den Marmortreppen, ein gepudertes Diener reißt weit die Flügeläuren auf.

Der schlotternde Alte in der Gasse wendet horchend den Kopf. Das Regenwasser trieft ihm von den schneeigen Strähnen über das Gesicht. Er hat einen Kasten voll Schuhbündel um den Hals gehängt; ein Schild „Blind, kein Heim“ ist daran befestigt. Er fängt mit zitternder Stimme die Liebeslieder der Gasse...

Nach dem Gottesdienst am Sonntagmorgen pflegt die vornehme Welt sich ein Rendezvous im Hyde-Park zu geben. Da rasten die Seidenschleppen über den grünengelben, ausgetretenen Rasen. Langwehnde Straußerfedern und fliegende Voas verhängen sich in den niedrigen Zweigen. Kostbare Spinnwebhänge zwischen die Lehnen der staubigen Gartenstühle. Diamantentropfen funkeln auf aparten Krawatten. Und der banale Klatsch der großen Welt, das nächste Firtin und die listernen Slandalgewichtchen mischen sich mit dem Zwitschern der Vögel und dem Zirpen der Heimgen.

Ein paar Schritte entfernt lugern auf den offenen Grasplätzen andere Feiernde — schon seit Tagen, Wochen widerwillig Feiernde, die den allgemeinen Ruhetag versuchen. Sie mustern gleichgültig blöden Blickes die Sonntagspaziergänger. Dann drehen sie sich auf den Bauch und lassen sich von der Sonne in Schlaf fengen, um das Messer, das in ihrem Magen wühlt, nicht länger zu spüren...

In Leicester Square, kurz vor Mitternacht. Die vornehmen Restaurants servieren die exquisiten Theatercouverts zu 10 Sch. 6 Pence das trodene Couvert. Die Dandies schlendern die gebogte Straße hinab, den Rauch der echten Havana lasterhaft unbesorgt von sich blasend, auf die einladenden Funkeleide von rechts und links mit momentaner Mustering antwortend. Wis sie eine finden, die ihnen paßt — je nach den Mitteln von überladener Eleganz oder anspruchsloserer Einfachheit, — je nach der Verdorbenheit laum erblüht oder überreif, geschmeidig oder maffig, — je nach der augenblicklichen Geschmackslaune die liebliche Engländerin, die tollkühnlich-schwerfällige Deutsche oder die brillante Pariserin. Lächelnd wandeln sie und elegant, ineinander verschmolzen fast, die Höhen und die Ausgeworfenen der Gesellschaft!

Am Themsegeelände, um die Stunde des ersten Gähnschreies. Im Cecil Hotel glimmern die farbigen Lampen noch auf dem und jenem Wallon. Aus dem königlich erleuchteten Festsaal dringt gedämpfte Musik bis über den Fluß hin. Man steht Paare auf der Terrasse lustwandeln. Auch vom Savoy glänzt noch Licht. Sonst ist die Stätte tot und verlassen. Nur hin und wider trägt ein Automobil auf lautlosen Rädern einen gemußfalten Menschen zu seinem molligen Federbett in London W.

Auf den Bänken der Uferpromenade lauern, fröstelnd aneinandergedrückt, Zammeregestalten, zerseht, schmutzbedeckt, hohlwangig, Karikaturen der Menschheit. . . Es ist verboten auf den Bänken zu schlafen. Die Polizei kommt und schreit sie auf. Jagt sie, die schlaftrunkenen Taumelnden, in der Resignation permanenten Elends Gebeugten nur zur nächsten Bank. Einer wankt zum Laternenpfahl und versucht im Stehen angelehnt weiterzuschlafen. Hier unter dem Platanenbaum auf dem Schnitzgitter — ein Mensch, zu einem undeutlichen Bündel zusammengerollt. Da eine dunkle Masse dem Pfeilstein entlanggestreckt in der Gasse. Der Fuß des Polizisten stolpert über einen Arm, im Schlaf unter der bergenden Bank herausgestreckt. Im verräterischen Arm wird er wachgerüttelt, hervorgezogen. Aus den überkriechenden Winkeln der Brückenpfeiler dringt tiefes Atmen und Schnarchen und leises Hästeln. Die verstreute und zu dieser Stunde vergessene Treppe des Bahntunnels ist verbarricadiert mit schlafenden oder ahlbedürftigen Menschen. Menschen, die in dem Häusermeer der Millionenstadt kein Fleckchen Dach über dem Kopf fanden, die die zwei Pence für den Sad zwischen den zwei Seiten nicht zahlen konnten. Menschen, denen Arbeit ein Luxus ist, nur solchen erreichbar, die ein Hemd unter dem Mittel haben und die Stiefelsohlen nicht mit einem Strich aus Pferdeleder binden müssen. Menschen, die jenseits von Tugend und Verbrechen stehen. Menschen, die längst verlernt haben zu leben und zu stumpsinnig sind, den Schritt in das Reich der Toten zu machen. . . .

Durch die Straßen und Gassen der zu einem neuen geschäftigen Tag wiedererwachten City von London rennen die arbeitenden Massen zu den Bureaus, den Läden, den Fabriken. . . . Geschneitzelte Bureaubeamte mit blütenweißen Vatermördern, Bügelfalten und Zylinderhüten — schäbige, schlechtstrahierte Vuchhalter in schmierigem Rocktragen — Arbeiter in blauen Kitteln, die Sportklappe auf den glattgeschorenen Köpfen, die Pfeife im Mundwinkel — Ladennädchen in leidsamen Radenfisuren unter Haarnetzen, mit loselerten schwarzen Schaufelhüten — Fabrikarbeiterinnen, Blüschpaletois, die sie ohne Rücksicht auf die Jahreszeit tragen, und schmucklosen Matrosenhüten, die Stirnhaare in Flechtwickeln. . . . Alle eilen sie zum Erwerb, rennen, haften sie in ungeheuren Strömen, fast mechanisch entlang —

An der Mauer sitzt ein mühsamer Mann in den besten Jahren und zeichnet mit greisfarbiger Kreide fleißtiefige Blumen auf das Pflaster, zeichnet patriotische Porträts und wilde Abenteuer und sentimentale Szenen auf die Zeichenblätter. . . . Selten, daß einer von den vielen, die mit eiligen, achtlosen Tritten seine Kunstleistungen verwischen, Bewunderung oder Mitleid durch einen Penny in den offenen Hut bezeigt.

Gemüht treiben im Strom Dummernde. Hier erfassen sie den Augenblick, wenn einem Fuhrmann auf hohem Bod die Peitsche entfällt — ihm einen Fluch nachsendend, wenn er den Dienst mit einem Dankschön lohnt. Um einen Tagesverdienst kann er sie betrogen haben, der Salzwel! Zwei, drei rennen einem vollgepackten Wagen nach, Straße auf, Straße ab — bis er schließlich donnernd in eine Einfahrt rasselt, deren eisernes Tor sich geizig schließt vor ihren hungrigen Augen und schweißtriefenden Gesichtern.

In Cavendish Square tragen die Schwereichenen Haustore mit den blitzblanken Klöpfeln keine Namensschilder. Hier und da steht man an den hohen Fenstern rechts und links vom Eingang die gepuderten Köpfe auf goldgestickten Kragen geivärtig, manchmal im Sonterrain einen Diener das Silber pugen. . . .

An der Rückseite dieser Adelshäuser liegen wie Misthaufen enge, stinkende Gassen. Die Hintermauern der vornehmen Wohnsitze überragen an einzelnen Stellen die angepöppelten Häuserchen. Wädenschwärme tanzen um die Gitterfenster der herrschaftlichen Ställe. Schmutzstarrende Kinder halben sich in den Gassen. Schlampige Weiber lehnen schweigend aus den Fenstern. Aus einer Schwärzwirtschaft dringt wüster Lärm und efliger Schnapsgeruch.

Ueber die Koppeln fliegen tänzelnd die Gummiräder einer Karosse. Kreischend flieben die Kinder nach den Seiten auseinander. Eine der seidenraufschenden Insassinnen hält ein Klecksfäcken an die Nase. Entschuldigung beugt sich die andere zu ihr: „Man muß John sagen, er soll nicht mehr diesen Weg heimfahren. Es ist ja degoutant.“

Kleines feuilleton.

Ein Theaterbrand im Koloko. Ein charakteristisches Bild aus der Kolokozeit bietet die Schilderung eines Theaterbrandes, die die Monographie „La vie au Palais Royal“ („Das Leben im Palais Royal“) von L. U g é de L a s s u s entwirft. Am 6. April 1763

ging das alte, unter Richelieu erbaute Opernhaus im Palais Royal in Flammen auf und mit ihm viele wertvolle Erinnerungen an die Ruhmeszeit des Hauses. Aber das geschah in einer Art, daß die natürlichen Schrecken der Feuersbrunst in die graziosen vor-malerischen Kontrasten sprühenden Formen des Koloko gekült erschienen. Paris hatte damals keine andere Feuerwehr als die Kapuziner. Mit hochgeschürzten Kutten kletterten die Mönche unter dem Beifall der zusammengefrönten Menge die Mauern empor und richteten die Wasserstrahlen auf den Feuerherd. Der Herzog von Chartres, Erbrprinz des Hauses Orleans — der Vater von Philipp Egalité — legte selbst Hand an, half an der Pumpe und kommandierte die Kette der Löscheimer. Bald waren die Wasserbeden des Gartens erschöpft und der Weg bis zur Seine war immerhin weit. Schnell entschlossen opferte der Herzog seinen Weinfeller. Auch der Champagner wurde heraufgeholt und halb knallten überall die Pfropfen. Die Flaschen gingen von Mund zu Mund. Während das Theater wie eine Bowle dampfte, entfaltete sich ringsum ein Trintgelage. Die Feuersbrunst beleuchtete ein Souper, zu dem ganz Paris geladen war. Das Opernhaus selbst bereicherte, ehe es zusammenstürzte, das Schauspiel durch ein pilantes Zwischenpiel. Noch einmal sollte das Publikum einen Streich Amors und seinen befriedigenden Ausgang applaudieren. Man sah plötzlich auf dem vorderen Balkon des Theaters eine Tänzerin erscheinen, die sich mit Mühe aus ihrer Garderobe gerettet hatte und nun um Hilfe schrie. Ihre Nase verloren sich im wilden Geprassel der Flammen, aber das Geberdenspiel des zierlichen Kindes zeigte den ergreifenden Ausdruck höchster, verzweifelter Angst. Da — in der ärgsten Not erscheint der Reiter — ein junger Abbé. Er stürzt sich tapfer ins Flammenmeer. Einige Augenblicke vergehen — Augenblicke der Furcht, des Grauens. Aber in einem Fenster, zwischen zwei Feuerargen, wird der junge Geistliche wieder sichtbar. Er schwingt sich auf den Balkon und die Tänzerin ist in seinen Armen, schmiegt sich ganz aufgelöst an ihn an. Die Menge applaudiert entzückt und das Parterre schreit im Chor: „Rüht er sie? Rüht er sie nicht?“ — Der Abbé küßt sie nicht, aber sie küßt ihn. Auf eine kleine Sünde kam es ihr wohl nicht mehr an. Das ganze Publikum aber schreit: „Da capo, da capo!“ Die Tänzerin und der Abbé treten, einander in aller Form und Zierlichkeit an den Fingern fassend, vor und machen eine artige Verbeugung. Unterdes hat man Leiern gebracht, die die so merkwürdig begonnene Rettung vollenden helfen. — In dieser Weise brannte im achtzehnten Jahrhundert ein Theater ab — zwischen Champagnerföcken, dem diskreten Lächeln eines Abbés und den zärtlichen Küßen einer Tänzerin.

Theater.

Kleines Theater. „Die Feinde, Szenen von Maxim Gorki. Der einzigartige Schilderer, der in seinen Novellen und Romanen das Bild russischen Lebens durch völlig neue Anschauungen bereichert hat, der Dichter des vagierenden Vorfühlervolkes, der Menschenfreund voll brüderlichen Mitgeföhls mit den Verlorenen und Geächteten, der freiheits- und zukunfts-gläubige Mitstreiter der russischen Revolution, wird unversehrt im Gedächtnis weiterleben. Nicht so, von dem einen grohen Wurfes des „Nachtschl“ abgesehen, der Dramatiker. Sein neuestes Schauspiel zeigt die Mängel, die schon in den „Kleinbürgern“ und in den „Kindern der Sonne“ hervortraten, vergrößert. Er, der in der Novelle, in seinem besten Roman „Drei Menschen“, sich auf die kunstkonzentrierender Verdichtung, des Zusammenschlusses mannigfaltiger Details zu einer wuchtigen, Phantase und Denken tief erregenden Einheit so meisterlich verstand, wird breit und weisichweilig auf dem Theater, sein Blick verliert das sichere Augenmaß für Proportionen. Lose, wie der dramatische Bau auch in dem „Nachtschl“ gefügt war, wof sich dennoch das Band eines gemeinsamen Schicksals, im Schlupfalte zu ergreifendstem symbolischen Ausdruck sich erhebend, um alle die zerstreuten einzelnen Momente; für die Einheit der Behandlung bot diese Art von Einheit vollen Ersatz. Aber seine übrigen Stücke kommen über ein Nacheinander von Szenen nicht hinaus. Weder beim Schauen, noch wenn man in der Phantase das Ganze vorüberziehen läßt, stellt die Empfindung organischer Notwendigkeit sich ein. So fehlt von vornherein die Vorbedingung, ohne welche starke Spannung im Theater nicht entstehen kann, nach Willkür kommen die Personen, debattieren und gehen ab. Der Dialog fordert fortwährend auf, nach Absichten des Dichters zu fragen, regt alle möglichen Erwartungen an, die dann im weiteren gar nicht oder doch nur unvollständig erfüllt werden. Dazu kommt, daß die Kraft der Charakteristik, die in den „Kleinbürgern“ eine Reihe scharf umrissener, klarer Typen schuf, die sich, wenn auch lange nicht so stark, in einzelnen Wendungen der „Kinder der Sonne“ manifestierte, in diesem neuesten Drama merklich nachläßt. Die Zeichnung begnügt sich, gewisse Züge an den Menschen zu fixieren und sie danach reden, hier und da auch handeln zu lassen; indes es schwingt in den Gestalten keine Fülle der Lebentöne, es tun sich nicht feilsche Hintergründe, nicht Perspektiven in Vergangenheites auf, die das Sein vertiefend aus dem Gewordensein erklären.

Den Raum der ersten beiden Akte nimmt größtenteils die Schilderung einer lunt zusammengewürfelten, bourgeoisen Gesellschaft ein. Neben dem scharfmacherischen Fabrikanten, der ein solidarisches Vorgehen seiner Arbeiter durch Aussperrung beantwortet und durch Beleidigungen die Mut der Leute reizt, bis

der Pistolenschuß eines Hühners ihn niederstreckt, stellt Gorki einen liberalisierenden, gutmütigen, indes absolut haltlosen und schwachen Mann als Sozius, den man sich, auch in russischen Verhältnissen, schwerlich als Repräsentanten eines kapitalistischen Typus denken kann. Interessanter ist die Figur des Bruders, eines unglücklichen Säufers, der in dumpfer Verzweiflung dem Selbstmord zuschwankt. „Fort, Ihr Narren von der Bühne des Lebens, macht den ernsthaften Leuten Platz!“ Unfähig, irgendwie Partei zu ergreifen, vergnügt es ihn dennoch, die Fabrikantenpläne vor den Arbeitern auszulaudern. Wie er, der nach dem Ausspruch seiner Frau, von edelster und zarterer Empfindung war, auf die verhängnisvolle Bahn geriet, dies Innerste bleibt freilich völlig unklar. Der Oheim, ein kindisch bornierter, von unverschämtestem Soldatendünkel erfüllter ehemaliger Oberst, und ein kalt-korrekturer Jurist schließen die Gruppe. Die weiblichen Gestalten, von denen zwei, die farlastisch-bittere Schauspielerin und ein junges Mädchen, mit den Arbeitern sympathisieren, sind in noch flüchtigeren Umriffen hingeworfen.

Die breite Ausmalung dieser Szenen, die immer wieder neu angespannten Diskussionen lassen für die Entwicklung der dramatischen Idee, die sich im Schlußakt erst ankündigt, nicht Luft und Licht. Es schwebte Gorki vor, dem Schwanken der Zerrissenheit, dem Egoismus der herrschenden Gesellschaftsrichtungen ein Symbol der opferstreudigen Solidarität, mit der das russische Proletariat, „der Feind“, seine Kämpfe führt, entgegenzusetzen. Die Genossen wollen den Mann, der den Fabrikanten getötet, vor den Häschern bewahren. Er hat Weib und Kinder zu ernähren und leistet der Partei unschätzbare Dienste. Sie verlangen von einem jungen Burschen, daß er eintrete für den älteren Kameraden und sich als den Schuldigen melde. Was wäre dringender gewesen, als die Person des Mörders beherrschend in den Mittelpunkt zu rücken, aus ihr seine ganze Bedeutung im Kreise der Genossen verständlich zu machen und dadurch das felsen Ungeheuerliche psychologisch von innen her zu motivieren. Statt dessen hört man nur in allgemeinen Worten von ihm sprechen, und so erscheint das Ansinnen wie auch das Opfer als etwas befremdend Unvermitteltes. Die Gerichtsszene des dritten Aktes in ihren heroischen Akzenten, obwohl die eindringlichste in dem Drama, erreicht aus diesem Grunde bei weitem nicht das Maß von Kraft, das ihr nach der Idee gebührend wäre. Der junge Bursch verwickelt sich in Widersprüche, die sein Bekenntnis zu der Tat widerlegen, ein anderer, ein Agitator, wird von den Schergen als Schuldiger herangeschleppt. Auch er ist entschlossen zu sterben. Da in dem letzten Augenblicke stürzt der wirkliche Täter in den Saal und gibt sich an. Gendarmecoffizier und Untersuchungsrichter entsetzen sich in ihren Klauen vor so viel Niedertracht.

In der Darstellung boten die Herren Lettinger, Abel, Licho und Klein-Rhodon und Frau Jilka Grüning fein nuancierte Leistungen. Der Beifall war schwach. — dt.

Musik.

Gerne kehrt man von Zeit zu Zeit zu der „Freien Volksbühne“ zurück und freut sich des guten Geschmades, den sie nicht nur in der Auslese der künstlerischen Kräfte, sondern auch in der Zusammenstellung des Programmes bewährt. Hier macht sie sich insbesondere durch das Streben nach einheitlichen Veranstaltungen verdient. Äußere Schwierigkeiten wirken allerdings oft hemmend ein. So war es auch am vergangenen Sonnabend bei ihrem Herbstfeste, das vornehmlich russische Liederführte. Nicht ganz kamen wir dabei von den bekannten Mischungen in den Programmen und von dem Herausreißen dramatischer Bruchstücke los. Dies gilt insbesondere von den beiden (einzigen) Gesangsstücken des Abends; ihre Auswahl ist wohl eher der Sängerin als den Veranstaltern zuzuschreiben. Fräulein Grete Steffens sang zwei Opernarien von dem Deutschen Gluck und dem Franzosen Saint-Saëns, welche beiden kaum noch mit Rußland zusammenhängen. Die sympathische sonore Stimme der Sängerin zeigte mehr Wärme als Größe. Das Orchester war das des Mozartsaales unter Karl Bach; spielt bereits sehr solide, könnte aber gerade bei russischen Kompositionen zu einer pikanteren Wiedergabe fortgerissen werden.

Der deutschen Solidität und Innigkeit stehen eben die russischen Kompositionen weniger nahe, als der französischen Pikanterie. Sie wirken namentlich durch die bunten Zusammenfügungen verschiedenartiger Motive, durch Farbenpracht und dergleichen mehr.

Tschaikowski, bei uns wohl der beliebteste unter den russischen Komponisten, stand auch diesmal voran; zum Teil jedoch mit weniger Bekanntem. Die Ballettsuite „Der Rühnader“ legte den Vergleich mit Beethoven unseres biederen Karl Reinecke nahe; hier das schlichte Losgehen auf die Hauptsache, dort wieder das farbenprächtige und rhythmisch reichhaltige Ausgestalten. Eine eigentümliche Schwierigkeit, in Deutschland als Liederführer anerkannt zu werden, hat der meistbenannte russische Komponist Anton Rubinstein. Die Versuche, ihn auf der Bühne zur Geltung zu bringen, halten meist nicht lange vor; und namentlich seine Kammermusik ermüdet mit der Zeit durch eine gewisse Breite und durch einen gegenüber deutschen Komponisten am ehesten spürbaren Mangel an Wichtigkeit; man vergleiche etwa seine frischfrohe Sinnlichkeit mit der sozusagen abstrakten Art des ungerecht überschätzten Brahms. Rubinstains Oper „Peramors“ oder

„Dalla Mosk“ kam allerdings zuerst in Dresden 1863 heraus; diesmal hörten wir zwei Tänze aus ihr.

Am wenigsten von der geschilberten russischen Art dürfte L. Grozman haben. Wir belamen eine Probe aus seiner Oper „Der Geist des Wojewoden“, die nach ihrer Erstaufführung zu Warschau 1873 auch nach Deutschland ging. Der älteste von den mehrgenannten russischen Komponisten ist der Schöpfer der erfolgreichen nationalen Oper M. J. Glinka; ein überwürdiges Orchesterstück von ihm ergänzte das Programm. — Die Erläuterungen zum Programm von Paul Ertel verdienen noch besondere Anerkennung. sz.

Kunst.

„Goethe-Verein“. Im stimmungsvollen großen Saal der „Sezession“ (Kurfürstendamm) leitete der Goethe-Verein am letzten Sonntag sein Winterprogramm ein. Selbstverständlich galt die erste Veranstaltung Wolfgang Goethe. Die einleitenden Worte über ihn las ein Herr Dr. S. Friedländer vom Manuskript ab. Der dunklen hochgeschraubten Worte mutmaßlicher Sinn zielte dahin, aus dem Dichter einen über den Köpfen der ganzen Menschheit in Erhabenheit thronenden Gott zu konstruieren. Nichts wäre verkehrter als solch Beginnen. Wir wünschen die Großen der Kunst und des Geistes unmittelbar nahe zu haben. Ihr Dorn soll in uns sein; ihr Wesen unter uns wandeln — statt daß wir sie künstlich von uns entfernen, sie auf einen delphischen Dreifuß, in einem Tempel als Götterstatue aufstellen. Der ideale Zweck derartiger Vereine sollte darin liegen, weniger sich selber mit Aufwendung orphischer Tiraden schwallen reden zu hören, als die Zuhörerschaft für die Werke der Dichter, Maler, Musiker, denen die jeweilige Veranstaltung gilt, einzunehmen. Fruchtbringender Samen muß in die Gemüter geworfen werden — statt sie einzulullen. Die stumpfe geistige Trägheit vorzugweise des Bürgertums, an das sich wohl auch der Goetheverein wendet, zu brechen, ihm begreiflich zu machen, daß die Mission seiner Poeten sich in und an ihm erst erfüllen kann, wenn es deren Werke zu besitzen trachtet; ihm den Glauben zu nehmen, als habe es schon genug getan, wenn es, mehr aus persönlicher und gesellschaftlicher Eitelkeit, als aus innerlichem Drange künstlerischen Veranstaltungen dieser oder ähnlicher Art zuschreift: — das wäre eine Kulturmission, die dem Goetheverein zusehe. Der Nutzen würde sich zeigen. Herr Dr. Hans Heinz Ewers, von Wolzogens „Leberbrett“ her bekannt, hatte der rezitativen Teil übernommen. Abgesehen von einigen Goetheschen Gedichten trug er aus dem zweiten Teil des Faust die Szene: Kaiserliche Pfalz mit gegemendem Schattierungsvermögen vor. Die beste und dankenswerteste Gabe bot jedenfalls Herr Hans Gernot. Er sang mehrere Lieder Goethes (Prometheus, Wanderers Nachtlied, Neue Liebe, neues Leben, Mailied, Grenzen der Menschheit, An Schwager Kronos) in den herrlichen Kompositionen von Schubert und Beethoven mit schönen Stimmmitteln und edlem künstlerischem Vortrag. Herr Dr. James Simon begleitete die Gesänge diskret am Flügel. e. k.

Astronomisches.

Die Zahl der sichtbaren Sterne. Die Zahl der Sterne, die mit Hilfe der besten Teleskope und der besten Photographien sichtbar gemacht werden können, wird gewöhnlich auf rund 100 Millionen angegeben. Nach einer neuen Zählung von Gore muß aber diese Zahl als das äußerste Maximum bezeichnet werden. Gore zählte die Sterne auf den photographischen Sternkarten von Dr. Roberts und fand, daß auf einem Quadratgrad in der Mittelstraße selbst durchschnittlich 4137 Sterne zu sehen sind, 1782 in der Nähe der Milchstraße gehörigen Region. Zudem Gore diese Ergebnisse mit den früheren Schätzungen von Professor Bidingen bezüglich des Raumverhältnisses der Milchstraße zum übrigen Firmament zusammensetzte, ergab sich die Zahl von 64 184 757 sichtbaren Sternen. Wahrscheinlich ist aber dieser Betrag etwas zu klein, da jedenfalls die Bilder einiger schwächerer Sterne bei der Reproduktion der Robertschen Photographien zum Verschwinden gekommen sind.

Humoristisches.

— Naturschwärmer. „Es dat 'n schönes Land, Heil! Et grünt un blöht, un so weit das Auge sieht — nich een Schandarm!“

— Der Schwiegersohn. „Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß meine Tochter ihr Vermögen erst nach meinem Tode auszubezahlt bekommt.“ — „So, wie alt sind Sie denn?“

— Der neue Kreisgerichtspräsident Graf Dinkelsheim kommt ins Kreisamt und sagt dort zum Amtsdienner: „Wie ich höre, gibt es in der hiesigen Gegend viele Bauern. Ach... möchte diese Sorte Geschöpfe doch auch kennen lernen. Bringen Sie morgen früh einen Bauern!“

„Zu Befehl, Herr Graf!“ erwiderte der Amtsdienner und geht ab. Nach anderthalb Stunden meldet er dem Präsidenten: „Herr Graf, der Bauer ist schon da. Er steht draußen vor der Tür.“ „Ach — bin momentan beschäftigt. Führen Sie den Bauern einstweilen in den Stall und geben Sie ihm einen Wischel Heu!“ („Simplicissimus“.)